

Hochgemuter Pessimismus Zum Selbstverständnis einer Generation

Im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs schlug der «Völkerbundsoptimismus», wie er vor allem von Aussenminister Motta personifiziert wurde, in eine desillusionierte Weltsicht um, die aber die eigene Wehrkraft zuversichtlich beurteilte. Dieser «hochgemute Pessimismus» hatte Wurzeln in Carl Spittlers Rede von 1914 und prägte die Schweiz bis 1989.

«Um die Unabhängigkeit nach aussen zu wahren, begann man in hochgemutem Pessimismus, sich auf das Schlimmste vorzubereiten.» Mit dieser gerade in der Verwendung des Pronomens «man» sehr charakteristischen Formulierung führt Edgar Bonjour im vierten Band seiner Neutralitätsgeschichte an den Kriegsausbruch von 1939 heran, der in der Schweiz entsprechend mit «zuversichtlicher Gefastheit» zur Kenntnis genommen worden sei. Als alt Generalstabschef Hans Senn 1999 unter dem Titel «Eindrücke, die wir der eigenen, ungetrübten Anschauung verdanken» an den Kriegsausbruch zurückdachte, beschrieb auch er die Stimmung in der Bevölkerung und bei der Truppe als «hochgemuten Pessimismus». Anders als Bonjour nannte er eine Quelle für diese Wendung: den Historiker Karl Meyer.

Karl Meyers Vorträge

«Hochgemut» ist laut Duden ein Wort der gehobenen Sprache und bedeutet «froh und zuversichtlich gestimmt». Das nicht alltägliche «hochgemut» in der paradoxen – in vielen Reden wiederholten – Kombination mit «Pessimismus» verriet den rhetorisch begabten Akademiker, der Karl Meyer (1885–1950) war. Als Professor für mittelalterliche Geschichte wirkte er von 1920 bis zu einem Schlaganfall 1945 sowohl an der ETH als auch an der Zürcher Universität. Einer breiteren Öffentlichkeit wurde er in den Jahren der nationalsozialistischen Bedrohung als patriotischer Mahner bekannt, der in Vorträgen vor vielen Zuhörern ebenso wie im vertrauten Gespräch mit Bundesräten militärische Aufrüstung und Bereitschaft forderte. Meyer stellte selbst die eigene historische Forschung in den Dienst der Heimat und der geistigen Landesverteidigung, manchmal auch auf fragwürdige Weise, wenn er etwa die Historizität Wilhelm Tell's behauptete.

Am 27. April 1938 kommentierte Meyer in einem Vortrag den «Untergang Österreichs» als «neue Niederlage nicht bloss des Völkerbundes, sondern der Kollektivgarantien, der internationalen Rechtsidee überhaupt, einen Sieg der bilateralen Methode, wie sie auch in den Fällen Italien-Abessinien, Japan-China, Polen-Litauen triumphiert hat». Als nächstes Opfer dieses gewalttätigen Bilateralismus nannte er bereits die Tschechoslowakei, und so war Meyer der prädestinierte Redner an einer öffentlichen Kundgebung der FDP Zürich, die vor 3000 Zuhörern am 22. September desselben Jahres stattfand – inmitten der Sudetenkrise, aber noch vor dem Münchner Abkommen. Der offensichtliche Zusammenbruch des Mächtegleichgewichts sei für die Schweiz ähnlich fatal wie die französischen Revolutionskriege, 1938 lasse sich mit 1792 vergleichen.

«Gegenüber einem zu leichten Optimismus, der auf diese Friedenstaube vertraut, ist Wachsamkeit geboten. Aber auch Selbstvertrauen und Entschlossenheit gegenüber der bangen Frage, die sich heute gerade dem Schweizer stellen könnte: ... Ist die Zeit angebrochen, wo die Kleinststaaten und insbesondere kleinere Nationalitätenstaaten von der Weltkarte verschwinden? ... Eidgenossen, Eidgenossinnen! Eine solche pessimistische Deutung wäre gerade so unge-rechtfertigt wie jener Friedensoptimismus ... Was uns not tut, ist hochgemuter Pessimismus im Sinne unseres grossen Landsmannes Carl Spittler. Nicht nur Pessimismus, sondern hochgemuter Pessimismus. Der hochgemute Pessimismus sieht sich vor auf die düstersten und schlimmsten Möglichkeiten. Er wappnet sich auf die Möglichkeit schwerer Tage. Er wird von ihnen nicht überrascht. Kommen sie nicht, ist er doppelt glücklich, kommen sie aber, die dunk-

len Zeiten, so ist er bereit.»

Meyers Anspielung auf Carl Spittler meinte nicht eine bestimmte Formulierung, sondern den Geist der berühmten Rede von 1914: «Unser Schweizer Standpunkt». Darin hatte der nach eigenem Urteil «unpolitische» spätere Literatur-nobelpreisträger seinen in ihren Sympathien tief gespaltenen deutschsprachigen und welschen Mitbürgern vorgeführt, dass ein neutraler Kleinstaat die unversöhnlichen Standpunkte der Kriegführenden nicht übernehmen dürfe. Die Nähe der anderssprachigen Miteidgenossen solle man suchen und keinem der Nachbarn vertrauen, denn Staaten seien nun einmal nicht moralische Mächte, sondern Gewaltmächte. «In der Tat lässt sich die ganze Weisheit der Weltgeschichte in einen einzigen Satz zusammenfassen: Jeder Staat raubt, so viel er kann. Punktum.» Der Satz atmet den konservativen Kulturpessimismus Jacob Burckhardts, den Spittler als Lehrer an Gymnasium und Universität erlebt hatte und bewunderte. Und auf diese Lektion bezog sich wiederum Karl Meyer 1938.

1938 ausgebliebene Mobilisierung

Sein Vortrag wurde – wie bei ihm auch sonst üblich – in der NZZ umgehend und ausführlich referiert. Nach dem Münchner Abkommen erschien am 11. Oktober ein Leitartikel Walter Berchtolds unter dem Titel «Hochgemuter Pessimismus», der einleitend erklärt wurde: Stets müssen wir auf das Schlimmste gefasst sein, aber gleichzeitig zuversichtlich bleiben, dass wir alle Prüfungen in Ehren bestehen werden. Der Pessimismus bezieht sich auf die Einschätzung der Umwelt, «hochgemut» schätzt man hingegen die Handlungsfähigkeit eines geeinten Schweizer-volks ein. Konkrete Folgerung war für die NZZ, dass die Schweiz angesichts der neuen, von den Achsenmächten vertretenen Theorie des Blitzkriegs nicht von «Wahrscheinlichkeiten» ausgehen dürfe, sondern vom schlimmstmöglichen Fall. «Das will aber heissen, dass wir unsere Armee gar nicht zu früh mobilisieren können, um einem überraschenden Überfall auf das mitten in der Mobilisation stehende Land für alle Fälle zu-vorzukommen.»

Berchtolds Warnung vor «Illusionen» bezog sich direkt auf die Sudetenkrise: Die Tschechoslowakei, Deutschland und die Westmächte, auch die neutralen Belgier und Niederländer hatten alle in den letzten Septembertagen Truppen mobilisiert – nicht aber die Schweiz. Die Einigung von München möge dem Bundesrat im Nachhinein Recht geben, «doch können wir ein gewisses Unbehagen auch nachträglich nicht unterdrücken». Die «ausgesprochen optimistische Haltung» der Behörden sei im Gegensatz gestanden zur «steigenden Beunruhigung im Volke – «und wir haben dieselbe geteilt». Auch das Cabaret Cornichon spottete bitter über schweizerischen «blauen Optimismus», «wenn unser Motta Tränen kriegt / vor Glück, weil die Dynamik siegt, / wenn gute alte Zipfelmützen / in Bern die Schweizer Freiheit schützen». Seinerseits legte der deutsche Gesandte in Bern, Otto Köcher, Berchtolds Artikel «Hochgemuter Pessimismus» seinem Bericht an das Auswärtige Amt bei, als Beweis für die – seines Erachtens unberechtigte – Kritik am bundesrätlichen Optimismus.

Der Optimist Giuseppe Motta

Die gleichermassen deutliche wie respektvolle Kritik der NZZ richtete sich an denselben Magistraten wie die frechere des Cabarets: Aussenminister Giuseppe Motta, der nach München den «edlen Greisen» Chamberlain und den «grossen Führer» Mussolini als Friedensretter gepriesen hatte. Die Mahnung fruchtete wenig. So notierte der spätere Bundesrat Markus Feldmann am 21. Mai 1939 in sein Tagebuch, Motta glaube «erschreckend welfremd und naiv» an einen sicheren Frieden. «Ich stehe unter dem bestimmten Eindruck, dass sich Motta sein nun einmal zu-rechtgezeichnetes Weltbild nicht mehr stören lassen will und deshalb Tatsachen, die nicht in dieses Weltbild hineinpassen, entweder ignoriert oder unterwertet, ein typisch seniler Zug.»

Noch am 28. August 1939 wollte Motta, nunmehr als einziger Bundesrat, mit der Mobilisierung der Schweizer Armee zuwarten; er versicherte seinen Kollegen, der Krieg werde nicht ausbrechen. In ihrem sehr respektvollen, beinahe hymnischen Nachruf auf den verstorbenen Aussenminister, einen «Grossen des Landes», konnte die NZZ am 23. Januar des folgenden Jahres das «Fehlurteil» Mottas nicht übergehen, der an einen neuen Krieg nicht habe glauben wollen und dem darob das Herz gebrochen sei. Noch vor kurzem habe er heftig reagiert, wenn «patriotische Mahner auf die drohenden Gefahren in – wie er meinte – übertreibender Weise hindeuteten».

Die NZZ charakterisierte Mottas Grundhaltung – seinen Glauben, dass kollektive Sicherheit durch eine supranationale Ordnung des Rechts garantiert werden könne – mit der Wortbildung «Völkerbundsoptimismus». Mottas Amtszeit fiel praktisch mit der Existenz des Völkerbunds zusammen, vor dem er in Genf manche Rede hielt; auch die Rechtsprechung des Internationalen Gerichtshofes in Den Haag anerkannte die Schweiz dank Motta sehr früh. Nicht zuletzt sah er im Völkerbund ein Mittel gegen die bolschewistische Expansion und den Garantien eines fairen Mächtegleichgewichts in Europa – die wichtigste Voraussetzung der schweizerischen Unabhängigkeit und Neutralität.

Nachdem Italien den Völkerbund verlassen und Hitler Österreich annektiert hatte, kehrte die Schweiz zur integralen Neutralität zurück. Das konnte als Konsequenz eines Gleichgewichts gelten, das nicht mehr innerhalb des Völkerbunds bestand, sondern zwischen diesem und den Achsenmächten. Motta führte die desillusionierte schweizerische Abwendung vom Ideal einer internationalen Friedens- und Rechtsordnung aus; aber dessen Anhänger und sein Symbol blieb er hierzulande gleichwohl.

Der Pessimist Gonzague de Reynold

Wenn man einen Antagonisten zu Mottas Haltung suchen müsste, so würde sich der – im katholisch-konservativen und Mussolini-freundlichen Geist durchaus verwandte – Freiburger Gelehrte Gonzague de Reynold anbieten, der 1954 festhalten sollte, er habe den Ersten Weltkrieg vorhergesehen und sei damals als «jeune pessimiste» abgetan worden. Max Rychner nannte den elitären Reaktionär 1934 «eine einmalige Person im vollen und hochgemuten Bewusstsein ihrer selbst». Am 26. Januar 1936 gab die NZZ einen Vortrag Reynolds wieder, der den «immobilistischen Optimismus» verwarf und mit Bossuet

einen Pessimismus predigte, der «den Gegner von weitem fürchtet, um ihn nicht in der Nähe fürchten zu müssen». Reynold verstand diese Haltung als militärisches Prinzip: «Menschenwürdiger, als die Augen vor der Gefahr zu schliessen, ist jener mutige Realismus, der klar zu sehen wagt und den Feind nicht unterschätzt: Il faut être pessimiste dans la conception pour être optimiste dans l'action.»

Dieser Pessimismus führte, nicht nur bei Reynold, zu einer Rückbesinnung auf die ursprünglichen, christlichen und vorrevolutionären Tugenden der Eidgenossen. Nicht allein der stumpfe Rassismus der Nazis wurde abgelehnt; bei allem Bedauern wurden auch die «seelenlosen» Kleinstaaten des einstigen Habsburgerreichs abgeschrieben, denen ohne Tradition und mit fragwürdiger Minderheitenpolitik ein der Schweiz vergleichbares Staatsverständnis abging. Noch härter traf das Urteil den Völkerbund und damit die westliche Moderne, die Ideale oktrozierte, aber nicht opferwillig verteidigte. Tells Losung schien darauf die einzige sinnvolle Antwort: «Der Starke ist am mächtigsten allein.»

In diesem Geist trat die Eidgenossenschaft in den Krieg ein. Bundesrat Etter hatte in seiner 1.-August-Rede an die Haltung seiner Mutter während der Grenzbesetzung 1914 erinnert, die hingebungsvolle Pflichterfüllung «einer stillen, hochgemuten und tapferen Frau». Die NZZ paraphrasierte eine Rede, die Karl Meyer am Tag der Generalwahl hielt und die gestimmt gewesen sei «auf den Ton eines hochgemuten Pessimismus»: Meyers Ausführungen «umrissen ein düsteres Bild, das Hoffnungslosigkeit nur auf Grund der natürlichen Wehrbereitschaft des Schweizervolkes und der Vitalität unseres auf jahrhundertalter Tradition beruhenden Staates aus dem Gesichtskreis verbannte». Mit ähnlichen Gedanken kommentierte Chefredaktor Willy Bretscher den Kriegsausbruch am 2. September 1939 unter dem Titel «Schweizerische Grenzwacht»: «Es ist ein reifes, ein erwachsenes Volk, das tief ergriffen und erschüttert ob der Ungeheuerlichkeit des über den Völkern Europas schwebenden Verhängnisses, aber trotzdem hochgemuten Sinnes und mit dem unbeugsamen Entschluss zur Wahrung seiner teuersten Güter vor dem sich entrollenden weltgeschichtlichen Drama steht.» Am 14. Dezember räsonierte der Historiker Gottfried Guggenbühl in der NZZ zum Jubiläum von Spittlers Rede: In der Gegenwart «fände die Weltgeschichte, in der ja der Raub immer noch üblich ist, vermutlich eine ähnlich pessimistische Verurteilung wie im Jahre 1914».

Der Kalte Krieg

Weniger Mottas Persönlichkeit als sein Werk wurde durch den Krieg endgültig diskreditiert: Nicht eine universale Friedensordnung, sondern Armee, Neutralität und allenfalls Gott hatten die Schweiz vor Hitler gerettet. War einer Neuauflage des Völkerbunds zu trauen, zumal in ihr ein erwiesener totalitärer Massenmörder wie Stalin eine

dominierende Rolle spielen musste? War nicht der Alleingang als unbeteiligter, aber aufmerksamer und mitfühlender Beobachter die Lektion der dreissiger Jahre, die ihre Feuertaufe 1939 bis 1945 bestanden hatte? In seinem letzten öffentlichen Vortrag tat Karl Meyer 1944 einen «für uns nur unerfreulichen» Blick in die Zukunft, in dem er den West-Ost-Gegensatz prophezeite:

«Deshalb ergibt sich für unsere Zukunftsaufgabe, niemals in den Optimismus der Angelsachsen von 1919, der ihnen zum Unheil ausschlug, zu verfallen und die Realitäten höher zu stellen als den Glauben an eine ideale Zukunft. Wir müssen weiterhin ein Maximum an persönlicher Leistung für die Wehrhaftigkeit verlangen, die Ausbildung und Ausrüstung der Armee auf einem Höchststand halten, technisch und wissenschaftlich der Gegenwart vorausziehen, weil die Neutralität nur dann akzeptiert wird, wenn man an ihrem Ernst und ihrem militärischen Hintergrund nicht zweifelt.»

Dieser Geist prägte die Schweiz im Kalten Krieg und schlug sich vielleicht am anschaulichsten im Zivilschutzkonzept nieder: Man muss auf das Schlimmste, den Atomkrieg, gefasst sein, aber wer gut gerüstet ist, kann auch das überleben. Diejenigen Völker, welche die Bomben des Zweiten Weltkriegs selbst gespürt hatten, wunderten sich über solche Betriebsamkeit und ergaben sich einer entgegengesetzten Haltung, die man «fatalistischen Optimismus» nennen könnte – was, wenn nicht multilaterale Lösungen und insbesondere die Uno, konnte ein neues Verhängnis aufhalten? Militärische Macht allein, so lautete die abweichende Antwort aus Schweizer Warte. «Realitäten und Illusionen» nannte Fred Luchsinger, von 1968 bis 1984 NZZ-Chefredaktor, eine Sammlung seiner Leitartikel, die auch in der von ihm wiederholt gebrauchten Wendung «hochgemuter Pessimismus» heissen könnte. Traumatisiert von Chamberlains Appeasement, warnte er immer wieder, notfalls auch einsam, vor «verharmlosender Autosuggestion in bedrohlicher politischer Umwelt» – einem Nachgeben gegenüber dem roten Totalitarismus, in der falschen «Zuversicht und guter Hoffnung», damit dem Frieden zu dienen.

Wie ein Blick in das elektronische Archiv zeigt, blieb das Adjektiv «hochgemut» auch nach 1989 in der NZZ gängig: Der Zürcher Verfassungsrat ist aufgefordert, es zu sein, und «Hochgemut in die Globalisierung» rief 1998 eine Überschrift. «Hochgemuter Pessimismus» wurde der OSZE in Bosnien attestiert, und der Korrespondent in Rom benötigte davon etwelchen, um sich gegen die Zumutungen der dortigen Einbrecher zu wappnen – und es darin Federico Fellini gleichzutun, dem Martin Schlappners Nachruf diese Haltung attestierte. Gar etwas pleonastisch wirkte der Zeitzeuge, der die wirtschaftliche Aufbruchstimmung der Nachkriegsjahre als «hochgemuten Optimismus» charakterisierte. Dass der Kalte Krieg vorüber war, bewies indessen der Chefredaktor, als er zum 1. August 1996 «Bewährung in Zeiten des Umbruchs» predigte und nicht nur

die (sozialpolitischen) «Illusionisten» zurechtwies: «Hochgemute Zuversicht ist das mindeste, was man auch von Pessimisten fordern muss.»

Die Moral der Geschichte

Die vorangehenden Ausführungen gehen nicht darauf hinaus, dass man durch das Geburtsdatum unausweichlich einer Generation und deren Weltbild zugeschrieben wird. Vielmehr wird behauptet, dass kollektive Erfahrungen und deren deutende Verarbeitung Generationen bilden und prägen, ohne dass deswegen homogene Gruppen entstünden – Reynold war nur neun Jahre jünger als Motta. Wenn man einer Gruppe das gewandelte Welt- und Schweizbild zuschreiben will, dann kann man an den «kritischen Patriotismus» der «Neuen Helvetischen Gesellschaft» denken: Gegründet wurde sie unter anderem von Reynold im Februar 1914 gegen die militärische Bedrohung und politische, wirtschaftliche und kulturelle Überfremdung; in ihrem Schoss hielt Spittler 1914 und Meyer 1938 seine Rede. Festzuhalten ist dabei allerdings, dass die besprochene Prägung nicht von Parteibuch oder «Gesinnung» abhängen: Die beiden ultrakonservativen Katholiken Motta und Reynold werden rückblickend trotz ihren Beiträgen zur (geistigen) Landesverteidigung im Allgemeinen dem Lager der «Anpassung» zugerechnet, während Karl Meyer nicht nur ein ganz anderes Bild der Schweizergeschichte pflegte als Reynold, sondern ein Aushängeschild des liberalen «Widerstands» war – wobei dieses Gegensatzpaar bezeichnenderweise durch den Buchtitel seiner Witwe Alice Meyer sprichwörtlich wurde, aber die helvetische Selbstwahrnehmung im Krieg alzu krass auf ein Schwarz-Weiss-Bild reduzierte.

Wer, wie Motta, in der zuversichtlichen Welt des späten 19. Jahrhunderts aufgewachsen war, konnte glauben, eine unerwartete und «unnötige» Katastrophe wie 1914 lasse sich durch eine umsichtige völkerrechtliche Neuordnung fortan vermeiden. Wer, wie Ludwig von Moos, in den mörderischen Krisenzennien seit 1914 aufwuchs und in «München» die letzten Illusionen verlor, der dachte stets – etwa im umstrittenen «Zivilverteidigungsbuch» von 1969 – an «Vorbereitung auf Zeiten möglicher Gefährdung für unsere Heimat». Wer aber – mit Flavio Cotti – Hitler und Stalin kaum mehr bewusst und dafür Europas längste Friedensphase erlebte, der begann an andere Bedrohungsszenarien und internationale Lösungsmöglichkeiten zu denken. Dass diejenige Generation, die ihre Umwelt in Form steil steigender Aktienkurse und die Demokratie als langweilige Selbstverständlichkeit wahrnimmt, für die Krisen gewappnet ist, welche die Zukunft bereithält, kann man nur hoffen.

Thomas Maissen